

INHALT

Einleitung	11
1. Eine Frau ihrer Klasse	17
2. Fallschirmmutterjahre	56
3. Arbeiterphantasien	89
4. Systemtreu	118
5. Klassenziel erreicht	149
6. Sprache und Wirklichkeit	184
Schluss	208
Danksagungen	214
Literaturverzeichnis	215
Anmerkungen	218

EINLEITUNG

Ich stamme aus einem bildungsfernen Elternhaus. So nennt man das soziologisch steif. Mein Vater verließ die Schule nach der achten Klasse und blieb sein Leben lang ein ungelernter Arbeiter, der mal als Umzugshelfer, mal als LKW-Fahrer arbeitete. Meine Mutter verließ die Schule nach der neunten Klasse. Sie brachte es von der Fleischereifachverkäuferin zur Sachbearbeiterin, wurde schließlich verbeamtet und arbeitete insgesamt fünfundzwanzig Jahre lang in einer Justizvollzugsanstalt. Meine beiden Geschwister und ich machten Abitur, studierten und rückten mit unseren Berufen als Pflegeheimleiterin, Lehrer und Journalistin in die Mitte der Gesellschaft.

Unsere Geschichte klingt wie die Einlösung des meritokratischen Versprechens der bürgerlichen Gesellschaft: *Arbeite hart, streng dich an, dann wirst du es zu etwas bringen*. Doch dieser unerhörte Klassenwechsel ereignete sich in einer historischen Ausnahmesituation: den Nachwendejahren. Alte staatliche Hemmnisse, die den Zugang zur höheren Bildung erschwert hatten, etwa die Kopplung der Studienzulassung an Staatstreue und Armeeverpflichtung, waren durch die Wiedervereinigung beseitigt worden. Zugleich konkurrierten Mittelschichtseltern und Bildungsferne noch nicht um den Zugang zum Gymnasium, einem wichtigen Garant für den Klassenerhalt oder -aufstieg der Kinder. Das System war für kurze Zeit offen. Bald würden sich auch im ehemaligen »Arbeiter-und-Bauern-Staat« und dem nunmehr neuen Teil der Bundesrepublik die Klassenverhältnisse verfestigen – und das bedeutet konkret,

dass der Bildungserfolg der Kinder wesentlich vom Status und Bildungshintergrund der Eltern abhängt.

Das Erzählen über Klasse hat Hochkonjunktur. In den letzten Jahren erschien eine recht lange Liste mal biografisch, mal analytisch eingefärbter Bücher auf dem europäischen Buchmarkt. Christian Baron, Didier Eribon, Édouard Louis oder Darren McGarvey – um nur einige zu nennen – erzählen von Klasse, davon, wie es ist, von ganz unten zu kommen und sich heraufzuarbeiten. Sie zeichnen die feinen Unterschiede auf, wie sie Pierre Bourdieu in seiner gleichnamigen Untersuchung zum Habitus der unterschiedlichen Schichten herausarbeitete,¹ die bisweilen schwer in Worte zu fassenden Differenzen. Dabei schaffen sie es, neue, identitätsstiftende Bilder für die Zugehörigkeit zur Arbeiterklasse zu finden.

Die Figur des Arbeiters, zuletzt so gründlich allenfalls in der DDR-Literatur oder der neusachlichen Literatur des frühen 20. Jahrhunderts beleuchtet, ist plötzlich allgegenwärtig. Doch welche Texte man auch liest, diese Figur ist vor allem eins: männlich. Wenn von Frauen der Arbeiterklasse erzählt wird, dann sind es Frauen *von* Arbeitern. Diese Frauen haben Anteil am Schicksal der Arbeiterklasse – meist als Opfer ihrer versoffenen, gewalttätigen Arbeitermänner –, aber sie sind in aller Regel nicht Subjekt der Verhandlungen über Klasse.

Nicht nur die Literatur tut sich schwer mit der Erzählung von Arbeiterinnenleben; auch in feministischen Betrachtungen hat die Figur der Arbeiterin einen schweren Stand. Sie kommt zwar in Form der ausländischen Putz- oder Pflegekraft in den Debatten um Care-Arbeit vor; doch sie erscheint in diesen Debatten als mehrfach Marginalisierte. Sie verkörpert als Figur nicht so sehr innergesellschaftliche Konflikte als vielmehr die Verlagerung von Konflikten nach außen. Sie löst als Sozialfigur, als sozialer Typus und Klischeefigur, bei Feministinnen zwar

Mitleid oder ein Gefühl von Klassenscham aus, doch sie bleibt in den Darstellungen und Studien ein Opfer der Verhältnisse.

Der Grund für das Fremdeln vieler Feministinnen mit der Figur der Arbeiterin liegt auf der Hand: Es fehlt ein Bild für das, was es bedeutet, eine Arbeiterin zu sein. Es mangelt an konkreten Erzählungen darüber, wie es sich anfühlt, wenn die Funktionen von Produktion und Reproduktion von einem Subjekt und seinem Körper erfüllt werden müssen. Wenn ein Körper Erwerbsarbeit nachgeht und Kinder gebiert. Wenn sich das Subjekt nicht entscheidet zwischen Erwerbstätigkeit und Mutterschaft, sondern sehr selbstverständlich beides lebt.

Weil ich überzeugt bin, dass es Bilder und Geschichten braucht, um über gesellschaftliche Probleme zu sprechen, möchte ich von meiner Mutter erzählen. Ihre Biografie steht stellvertretend für die Biografien all der anderen Frauen, die mich sozialisierten – meiner Tanten, meiner Schwester, der Mütter von Freundinnen und Partnern. Alle sind Frauen, die die ihr Leben lang arbeiteten, und sehr häufig in jenen Berufen, die mit körperlicher Arbeit einhergehen.

Meine Mutter ist heute siebenundsechzig, sie arbeitet, seit sie zwölf war. Das macht fünfundfünfzig Arbeitsjahre. Eine erstaunliche Lebensleistung. Mit viel Fleiß und beeindruckender Resilienz arbeitete sie sich in die Mittelschicht hoch, wurde sogar verbeamtet. Und kehrte schließlich dorthin zurück, wo sie herkam: in die Arbeiterklasse. Seit ihrer Pensionierung arbeitet sie als Putzfrau.

Ziemlich lange druckste ich herum, wenn mich Bekannte fragten, was meine Mutter denn gerade arbeite. Ich hatte Hemmungen, das Wort »Putzfrau« auszusprechen, weil ich fand, dass es ein falsches Bild von ihr vermittelte. Sie arbeitete freiwillig als Putzfrau, sie hätte sich ja auch eine andere *Beschäftigung* suchen können. Meine Hemmung kommt nicht von ungefähr:

Innerhalb unserer sozialen Hierarchie steht die Putzfrau ganz unten. Zumeist nehmen wir sie gar nicht wahr, wollen sie auch nicht wahrnehmen. Mein Unbehagen zu bekennen, welche Tätigkeit meine Mutter ausübt, spiegelt die Mittelschichtsperspektive auf eine ehrenwerte und *systemrelevante* Tätigkeit wider. Sie ist Klassendünkel.

Eine Biografie lässt sich immer wieder anders erzählen, und so ließe sich auch die Biografie meiner Mutter auf jeweils andere Arten erzählen: als Aufstieg aus ärmsten Verhältnissen in die Mittelschicht, als Beleg dafür, dass sich harte Arbeit zuletzt auszahlt und dass jeder es zu etwas bringen kann. Ihre Geschichte ließe sich als Aufstieg einer Person erzählen, deren Kinder innerhalb der Mittelschicht weiter aufsteigen konnten, weil ihre Mutter ihnen das Ethos von Leistungsbereitschaft und Arbeitsdisziplin vorlebte. Ihre Geschichte ließe sich als Komödie, als Tragödie oder Farce erzählen. In jedem Fall handelt es sich um eine Geschichte, in der Armut, Arbeit, Gewalt und die Härte der Ereignisse sich immer wieder gegen das Subjekt dieser Geschichte, gegen meine Mutter also, zu verbünden scheinen.

Wir alle sind das Produkt unserer Herkunft, und diese Herkunft ist ein komplexes Gefüge aus Elternhaus, Milieu, Schichtzugehörigkeit, Klasse und der zufälligen zeitlichen Verankerung in einem historischen Abschnitt. Meine Mutter wurde in eine arme, kinderreiche, bildungsferne Familie geboren. Ihre Herkunft prägte ihre Lebensentscheidungen mit einer Selbstverständlichkeit, die nicht ohne Weiteres hinterfragt werden kann.

Herkunft ist etwas, das sich uns einschreibt. Sie markiert nicht einfach den Ausgangspunkt unserer eigenen Biografie und unseres Lebensweges, sie ist gleichsam auch ein Gepäck, das wir mit uns herumschleppen. Manche Menschen wollen nichts sehnlicher, als sich von ihrer Herkunft lösen. Für andere markiert Herkunft einen Halt, einen Platz in der Welt, eine

sichere Bank. Viel wird die Nase gerümpft über identitätspolitische Verortungen, die auf Herkunft – gemeint ist damit selten die Klasse, vielmehr die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kultur oder (gewählten) Community – abzielen, dabei bietet sie ein Sicherheitsnetz in Zeiten der Verunsicherung. Identitätspolitik ist nicht nur das, was People of Colour oder Queers betreiben. Je unübersichtlicher und komplexer die gesellschaftlichen Verhältnisse, desto größer ist das Bedürfnis, sich einer Gruppe, einem Stamm, einer Fraktion zuzuordnen: den jungen Ostdeutschen, queeren Migranten oder Schwarzen² Akademikerinnen.

Seit Jahren nun tobt ein Richtungsstreit zwischen traditionell marxistischer Linker und der »neuen Linken«, wie Vertreter von Identitätspolitik bezeichnet werden. Letzteren wirft man vor, sie würden sich nicht mehr für soziale Gerechtigkeit interessieren, sondern nur noch Luxusanliegen der westlichen Mittelschichten verhandeln. Unter dem Label Identitätspolitik wird je nach politischer Couleur alles subsumiert, was Frauen, Homosexuelle, Queers, trans-Personen, Schwarze usw. betrifft. Deren Anliegen werden den Anliegen der »normalen Bürger« gegenübergestellt. Die Normalbürger, so muss man zwangsläufig folgern, sind dann vor allem weiß, männlich und hetero. Solch eine Konstruktion von Normalität ist offensichtlich problematisch.

Anhand der Biografie meiner Mutter will ich zeigen, dass wir gerade nicht zwischen den Perspektiven Identität oder Klasse wählen sollten, sondern dass wir sie wie Werkzeuge bei der Analyse der ungeheuer komplexen Gegenwart benutzen müssen. Wir sollten sie wie Brillen begreifen, die uns je nach Situation helfen, eine Konstellation genauer zu betrachten. Weder eine Klassenperspektive noch Identitätspolitik sollten als Dogmen verstanden oder instrumentalisiert werden.

Wenn ich in diesem Text feministische Diskurse kritisiere, dann tue ich das als Feministin, die den Blick durch die Klassenbrille wählt. Wenn ich dagegen der Figur des Malochers die Arbeiterin und Putzfrau gegenüberstelle, dann blicke ich durch eine feministische Brille und korrigiere damit die Klassenperspektive. Und zwar nicht in Opposition zur marxistisch-materiellen Analyse, sondern in deren Ergänzung. Wenn ich zusätzlich beide Konstellationen durch eine Ost-West-Brille betrachte, dann nur, um zu zeigen, dass selbst ein leicht veränderter, ideologischer Standpunkt die Dinge in einem völlig anderen Licht erscheinen lässt. Ideologisch meint hier nicht »verblendet«, sondern eine bestimmte Auffassung von Welt, wie man in Anlehnung an Antonio Gramsci sagen könnte.³ Zusammengenommen erlauben die unterschiedlichen Perspektiven einen erheblich differenzierteren Blick auf die gesellschaftliche Realität.

Ich werde meine Mutter als Arbeiterin, als Mutter und als Ostdeutsche betrachten. Ihre Biografie dient auch als Abgrenzung und Hintergrund meiner eigenen Biografie. Diese Erzählung ist ebenso eine Erzählung über mich – und über die Prägungen, die ich durch meine Herkunft erfahren habe. Sie führen mir immer wieder die Kluft zwischen meiner Erfahrung, meiner Wahrnehmung der Wirklichkeit und den dominanten Diskursen der sogenannten Mitte vor Augen.

1. EINE FRAU IHRER KLASSE

Das Arbeitsleben meiner Mutter beginnt mit zwölf. Jenseits des Eisernen Vorhangs proben zu jener Zeit – es sind die späten Sechziger – junge Menschen den Aufstand, sie zelebrieren Musik und Frieden als Gegenkultur, als Antidot zu einem normierten Leben unter kapitalistischen Vorzeichen. Bald schon wird Woodstock zum Höhe- und Endpunkt jugendlicher Rebellion, zu *dem* Ereignis einer ganzen Generation avancieren. In der DDR gestalten sich die Sommer meiner Mutter profaner. Gemeinsam mit ihrem ein Jahr jüngeren Bruder arbeitet sie in einer Konservenfabrik. Ich stelle mir das so vor: Meine eher kleingewachsene Mutter, in ihrer jugendlichen Inkarnation vielleicht mit einer Schürze bekleidet und ganz sicher mit einem Haarnetz, steht an einem Fließband. Unablässig wälzt das Band scharfkantige Metall Dosen um. Die müssen aufgerichtet und mit Suppen, eingekochtem Kompott oder Kirschen befüllt werden. Hier und da schieben sich die Geschwister eine Handvoll Früchte in den Mund. Sie sind stolz darauf, für ihre Mutter Geld mitverdienen zu können. Es sind nur etwa zwanzig Mark pro Woche, so genau erinnert sich meine Mutter heute nicht mehr, wohl aber daran: Das Geld ist überlebenswichtig, denn oft genug hungern die Kinder. Ab und zu erhält die Familie von einem mitleidigen Bäcker Kuchenränder, die alle begierig verschlingen. Was Marie Antoinettes angebliche Bemerkung, die Armen sollten doch Kuchen essen, wenn sie kein Brot haben, in ein völlig neues Licht rückt.

Meine Mutter erledigt ihre Arbeit ordentlich, so wie sie

es ihr Leben lang halten wird. Ihr Einkommen und das ihres Bruders trägt dazu bei, den Lebensunterhalt der achtköpfigen Familie – sie sind sieben Kinder und ihre Mutter – zu sichern. Vielleicht ist sie ein bisschen stolz, nein, wohl eher nicht, sie kennt es nicht anders. Auch zu Hause arbeitet sie unentwegt, denn die kleinen Kinder wollen versorgt sein, und die Wäsche muss mit der Hand gewaschen werden, das ist mühsam und langwierig. Nur wenige Jahre später wird sie die Schule verlassen müssen, obwohl sie gerne einen Realschulabschluss gemacht hätte. Aber ein Lehrlingsgehalt ist höher als das Kindergeld, das meiner Großmutter zusteht, und so entscheidet sich meine Großmutter gegen die Bildung ihrer Tochter und für die Erleichterung eines prekären Lebens. Wohlgermerkt, es sind die späten Sechziger des 20. Jahrhunderts.

Irgendwann geht die Schicht zu Ende. Meine Mutter und ihr Bruder sind spät dran. Sie haben Angst, meine Großmutter warten zu lassen, denn sie regiert daheim mit harter Hand. Beide schwingen sich auf ihre Fahrräder und rasen los. Rasen, nun ja, das macht mein Onkel. Meine Mutter ist bis heute keine gute Radfahrerin, sportliche Ertüchtigung ist ihre Sache nicht, sie versucht also, im Tritt zu bleiben, während mein Onkel immer schneller fährt. Die beiden Teenager rasen über das brüchige Pflaster der Kleinstadt Gardelegen in Sachsen-Anhalt. Dann nähern sie sich rasant einer Kurve, mein Onkel nimmt sie im Schwung, meine Mutter sieht die Kurve zu spät, das Fahrrad knallt an die Bordsteinkante, meine Mutter überschlägt sich und landet im Vorgarten eines Häuschens. Für einige Minuten verliert sie das Bewusstsein. Sie kommt erst wieder zu sich, als sich ein Mann über sie beugt – Glück im Unglück, es ist ein Arzt, der örtliche Frauenarzt. Mit Verwunderung muss sie feststellen, dass ihr Unterarmknochen aus ihrem Arm ragt. Der Frauenarzt schient den Arm notdürftig und ruft einen Krankenwagen.

Die Mitarbeiter des Krankenhauses halten es nicht für nötig, meine Großmutter zu informieren. Oder tun es, aber meine Großmutter macht sich nicht die Mühe, ins Krankenhaus zu kommen. So oder so: Das Kind bekommt eine Narkose, allein, auf sich gestellt, der Arm wird gerichtet. Die Dreizehnjährige, die ja meine Mutter ist – die Geschichte schafft eine seltsame Distanz zwischen mir und ihr –, wird in den Krankenwagen gesetzt, der sie nach Hause fährt.

Als der Krankenwagen vor ihrem Elternhaus hält, ist meine Großmutter sichtlich aufgebracht. Stundenlang musste sie sich ganz allein um die Kinder und den Haushalt kümmern. Meine Mutter weiß in diesem Moment, dass sie die Konsequenzen spüren wird. Vielleicht ist es die Aufregung oder die Narkose oder ihre Angst vor einer Strafe – jedenfalls übergibt sich meine Mutter noch im Krankenwagen.

Die Schweinerei müssen Sie aufwischen, sagen die Sanitäter zu meiner Großmutter. Sie genießen es womöglich, sie zu demütigen, jeder hackt gerne nach unten; vielleicht schauen sie dabei zu, wie meine Großmutter auf den Knien putzt. Sie tut es zähneknirschend. Dann ist der Wagen endlich sauber, die Männer sind weg, und meine Großmutter schließt die Tür hinter sich. Vielleicht ahnt es meine Mutter bereits, vielleicht hat sie es die ganze Zeit über geahnt, aber dieses Mal bekommt sie eine besonders harte Abreibung. Der Kleiderbügel – oder ist es ein Schuh, seltsam, wie Erinnerungen verschwimmen – rast immer wieder auf ihren Kopf. Jetzt weiß sie nicht, was mehr schmerzt: der gerichtete Arm oder ihr Kopf. Irgendwann ist meine Großmutter befriedigt, jedenfalls fertig, Strafe muss sein.

Meine Großmutter hat in den letzten Jahren mehr als einmal geäußert, dass sie sich für ihre Härte schämt. Dass sie wisse, was sie damals getan habe. Aber das Leben war hart, brutal manchmal, und dasselbe galt für sie. Vielleicht hat meine Mutter Ver-

ständnis für ihre Mutter. Aber auch das Leben meiner Mutter war hart, und sie wurde es nie, schon gar nicht brutal.

Meine Mutter hat sich nie gegen ihre Mutter aufgelehnt, es gab keine jugendliche Rebellion, sie träumte nicht vom *summer of 69*. Während eine ganze Generation sich von ihren Eltern nicht nur individuell, sondern kollektiv distanzierte, wollte meine Mutter eigentlich nur geliebt und anerkannt werden.

*

Sich abstrampeln und trotzdem eins auf den Deckel bekommen, *the story of my mom's life*. Es ist eine Geschichte voll von Ungerechtigkeiten, und in gewisser Weise eine, die dazu eingeladen hätte, persönliche Niederlagen als die logische Konsequenz eines harten Lebens zu deuten. Sich also als Opfer zu betrachten – der Verhältnisse, der Menschen, der Klasse, der Gesellschaft. Meine Mutter tat das nicht.

Ihre Geschichte, die Härten, die sie als Kind, als Jugendliche, als Frau, als Arbeiterin, als Ehefrau, als Mutter erdulden musste, erfüllen mich mit Wut. Nicht nur auf das System, sondern auch gegen sie. Manchmal möchte ich meine Mutter schütteln, nachträglich, und sie dazu auffordern, sich endlich aufzulehnen. Natürlich konnte sie nichts für all die Ungerechtigkeit, aber hätte sie nicht wenigstens kämpfen können? Warum, zum Teufel, kämpfte meine Mutter nicht gegen die Verhältnisse?

Die Geschichte meiner Mutter zu verstehen – und es gibt einen Teil dieser Geschichte, der gesellschaftlich relevant und erklärungsbedürftig ist – setzt voraus, meine Mutter als das Produkt ihrer Klasse, als Angehörige ihres Geschlechts, auch als Frau, die in der DDR geboren und sozialisiert wurde, zu verstehen. Ließe ich auch nur eine dieser Dimensionen weg, bliebe ihre Biografie, ihr ganz persönlicher Klassenkampf, unverständ-